



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

H., W. v.: Carl von Clausewitz.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Carl von Clausewitz.

Gar Mancher aus der Zahl der wirklich Gebildeten würde um eine Antwort verlegen sein, wenn an ihn die Frage gerichtet würde: wer war Carl von Clausewitz? In militärischen Kreisen dürfen wir eine solche Unkenntniß allerdings nicht voraussetzen, denn schwerlich wird es einen deutschen Offizier geben, dem Clausewitz, als militärischer Schriftsteller, speziell als Verfasser des wahrhaft klassischen Werkes „Vom Kriege“, nicht bekannt wäre. Aber darüber, was er sonst leistete, was er dem preußischen Heere, dem deutschen Volke war, davon, fürchten wir, weiß auch die jüngere Generation im Waffenrock herzlich wenig. Und doch sind sie in dem Geiste jenes Mannes zum Kriege erzogen worden und seine Lehren haben ihnen die Wege des Sieges sicher mit bereiten helfen. Aber abgesehen von seinem Schriftstellerruhm dürfen wir nie vergessen, daß Clausewitz, ein Mann von glühendem Patriotismus, zur Zeit unserer tiefsten Demüthigung durch That, Wort und Schrift mit daran arbeitete, die korrischen Ketten zu brechen. War es ihm auch nicht vergönnt, wie Blücher, Stein, Scharnhorst, Gneisenau in hohen, entscheidenden Stellungen, im Centrum der Bewegung, direkt in die Räder der Weltgeschichte mit einzugreifen, so gehört er doch mit in den Kreis jener begabten, geistvollen Männer, die der Stagnation im ganzen preußischen Staats- und Heerwesen noch zu rechter Zeit entgegenwirkten und einen sittlichen Aufschwung herbeiführten.

Allerdings kam Clausewitz, in Folge einer seltenen Bescheidenheit und Zurückhaltung, zu Lebzeiten weniger zur Geltung, und erst nach seinem Tode ist er zum berühmten Manne geworden. Damit theilt er das Geschick so mancher anderen bedeutenden Geister, denen erst im Grabe die volle Anerkennung zu Theil geworden ist. Wie sehr er ein öffentliches Hervortreten mit seiner Person scheute, davon giebt Zeugniß, daß er die unsterblichen Denkmäler seines Geistes, die seinen Ruhm begründeten, erst nach seinem Tode veröffent-

licht wissen wollte. Clausewitz' hinterlassene Werke waren geradezu epochemachend in der Militärliteratur.

Nimmt nun der Schriftsteller Clausewitz schon unser ganzes Interesse in Anspruch, so nicht weniger der Mensch und der Soldat in seinem Denken, Schaffen und Wirken. Er war eine hohe sittliche Erscheinung, ein seltener Kopf, ein edles Gemüth, jeder Zoll ein Ritter, kurz ein ganzer Mann. Mag sich auch sein Ruhm zunächst auf jene Werke gründen: seine ganze und volle Bedeutung für die Armee, ja für das ganze deutsche Volk lernt man doch erst würdigen in Betrachtung seines edlen Charakters, seiner patriotischen Gesinnung und Wirksamkeit in großer, schwerer Zeit, so wie seines ganzen inhaltreichen Lebens.

Der Verfasser des unten angezeigten Werkes\*) hat es unternommen, eine patriotische Schuld abzutragen und ein Lebensbild jenes Mannes zu veröffentlichen, das nicht nur in militärischen, sondern in allen Kreisen, die sich noch für echten Patriotismus, für die Höhen eines edlen Geistes, kurz für die Ideale des Lebens erwärmen können, die dankbarste Aufnahme finden wird. Will man Clausewitz als ganzen Menschen in der Tiefe seines Gemüthes erfassen, dann bedarf es einer ganz besonderen Würdigung des Verhältnisses zu seiner Gattin. Was er als Mann bedeutete, das war sie als Frau; sie war ein Theil seines Wesens und eine der Edelsten ihres Geschlechts. Der Verfasser hat denn auch in der Biographie dem zweiten Ich des Helden die berechnete Stellung angewiesen und wir erhalten auch von Frau von Clausewitz ein volles Lebensbild.

Ob wir jedoch in eine nähere Besprechung des Werkes eingehen, sei es uns gestattet, einen kurzen Lebensabriß von Clausewitz zu geben. Sein Vater, früher Offizier in der Friedericianischen Armee, hatte in Folge einer Verwundung früh den Abschied nehmen müssen und war als Accise-Einnehmer mit einem Gehalt von 300 Thalern in Burg angestellt. Dort wurde Carl von Clausewitz, als der jüngste von vier Brüdern, am 1. Juni 1780 geboren. Bis zu seinem 12. Lebensjahre besuchte er die Stadtschule seines Heimathsortes und trat dann in das Infanterie-Regiment Prinz Ferdinand zu Potsdam als Junker ein. Nach Jahresfrist zum Fähnrich avancirt, erhielt er in der Rhein-kampagne 1793 und 1794 die Feuertaufe. Im noch nicht vollendeten 15. Lebensjahre erfolgte seine Ernennung zum Lieutenant. Nach dem Frieden von Basel kostete er bis 1801 in Neu-Muppin die Leiden und Freuden einer kleinen

\*) Leben des Generals Carl von Clausewitz und der Frau Maria von Clausewitz, geb. Gräfin von Brühl mit Briefen, Aufsätzen, Tagebüchern und anderen Schriftstücken von Karl Schwarz, in zwei Bänden. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, 1878. Jeder Band enthält ein Portrait, das des Generals und der Frau von Clausewitz.

Garnisonstadt. Er muß jedoch seine Zeit zu Studien fleißig benutzt haben, denn in jenem Jahre gelang es ihm, Aufnahme in die Allgemeine Kriegsschule zu Berlin zu finden. Gerade um diese Zeit war Scharnhorst an die Spitze dieses Instituts getreten. Er erkannte bald den Werth seines Schülers, denn wenn Clausewitz nach Absolvirung der Kriegsschule nicht nach Ruppin zurückzukehren brauchte, sondern zum Adjutanten des Prinzen August, späteren Inspektors der Artillerie, ernannt wurde, so verdankte er das wesentlich der Empfehlung Scharnhorst's.

Im Jahre 1806 theilte Clausewitz das Schicksal des Prinzen, der bei Prenzlau nach tapferm Widerstande gefangen genommen, nach Frankreich verwiesen wurde. Im November 1807 kehrten beide von dort wieder nach Berlin zurück und siedelten im April des nächsten Jahres nach Königsberg über. Dort trat Clausewitz mit allen bedeutenden Männern jener Zeit, namentlich auch mit Gneisenau, in nähere Beziehung und nahm an den Arbeiten der Reorganisations-Kommission, vorzugsweise bei Ausarbeitung der Pläne für eine außerordentliche Volksbewaffnung, hervorragenden Antheil. Das Jahr 1809 führte in Clausewitz' äußerer Stellung eine wichtige und ihm sehr erwünschte Veränderung herbei, durch welche er in die Lage versetzt wurde, für die Folge sich ausschließlich der Unterstützung Scharnhorst's bei dessen für die Umbildung der Armee so wichtigen Arbeiten, als dessen vertrautester und befähigster Mitarbeiter, widmen zu können. General von Scharnhorst wurde an die Spitze des Kriegsdepartements gestellt und Clausewitz, nachdem er von seiner bisherigen Adjutantenstellung entbunden worden, ihm als Bureauchef beigegeben. Auch als Scharnhorst im Jahre 1810, lediglich aus politischen Gründen, diese Stellung aufgab und nur die ganzen Armierungsangelegenheiten in seiner Hand behielt, verblieb Clausewitz in seinem bisherigen Verhältniß zu ihm. Zugleich wurde er jedoch als Lehrer an der Allgemeinen Kriegsschule beschäftigt und erhielt überdies den Auftrag dem fünfzehnjährigen Kronprinzen, nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV., so wie dessen Vetter, dem Prinzen Friedrich der Niederlande, den ersten militärischen Unterricht zu ertheilen. Es war dies jedenfalls eine höchst glückliche Wahl, denn es ist fraglich, welchen Einfluß der Unterricht eines pedantischen, weniger begabten Lehrers auf das für alles Hohe empfängliche, jedoch eben so leicht erregbare Gemüth des jungen Prinzen, gerade in Bezug auf seine militärische Entwicklung, ausgeübt haben würde.

Das Jahr 1810 war für Clausewitz auch äußerlich ein sehr förderliches, da er zum Generalstab versetzt und zum Major ernannt wurde. In Folge der hierdurch nunmehr gesicherten Lebenslage, konnte er seinen seit sieben Jahren

gehegten Herzenswunsch erfüllen und seine Braut, Gräfin Marie von Brühl, als Gattin heimführen.

Wie Clausewitz die zögernde Politik Preußens schon bei Ausbruch des Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich im Jahre 1809, gleich den edelsten Männern, wie Stein, Scharnhorst und Gneisenau, ansah, erhellt aus seiner damaligen Absicht in österreichische Kriegsdienste überzutreten. Der baldige Friedensschluß vereitelte jedoch dies Vorhaben, zu welchem bereits einleitende Schritte gethan waren. Bei solcher Gesinnung darf es nicht Wunder nehmen, daß, als im Jahre 1812 sich Preußen mit Frankreich gegen Rußland verbündete, Clausewitz, gleich vielen anderen Offizieren, den Abschied nahm und in russische Dienste trat. Vom rein soldatischen Gesichtspunkte läßt sich sicher manches dagegen sagen, geht man jedoch auf die letzten Motive zurück, so beruhten sie in einem glühenden Patriotismus. Vaterland und Nationalehre waren zwei Begriffe, die mit seinem ganzen Sein innig verwachsen waren. „Alles was ich bin oder sein könnte“, so schrieb er 1807 an seine Braut, „verdanke ich diesen beiden Erdengöttern, und ohne sie würde nichts als eine kern- und saftlose Hülse von mir übrig bleiben.“

In der russischen Armee aufgenommen, wechselte er mehrfach seine Stellung im Gefolge verschiedener Generale, wie Pfull, Pahlen und Uwaroff. Unter letzterem nahm er Theil an der Schlacht von Borodino. Schließlich erhielt er eine Stellung als erster Generalstabs-Offizier der erst noch zu formirenden russisch-deutschen Legion und wurde einstweilen dem General Wittgenstein überwiesen. In diesem Verhältniß und im Gefolge des Generals Diebitsch führte er die denkwürdigen Verhandlungen zwischen diesem und General York, deren Folge die Convention von Taurroggen war. Nach dem Einrücken der Russen in Ostpreußen wirkte Clausewitz in Königsberg mit bei der Organisation der Landesbewaffnung. In den Jahren 1813 und 14 finden wir ihn als Generalquartiermeister bei Wallmoden, dem Kommandirenden der russisch-deutschen Legion und dem Sieger an der Görhde. Als im letztgenannten Jahre diese Legion von Preußen übernommen wurde, trat auch Clausewitz, und zwar mit dem Oberstenpatent, wieder in den vaterländischen Dienst zurück. Im Jahre 1815 bekleidete er die Stelle als Chef des Generalstabes beim Korps des General von Thielemann und hatte wesentlichen Antheil an den hartnäckigen Kämpfen bei Wavre, durch welche Grouchy am 18. Juni verhindert wurde zur Unterstützung Napoleons in der Richtung auf Belle Alliance zu marschiren.

Nach dem Frieden kam Clausewitz als Chef des Generalstabes zu Gneisenau nach Koblenz, wo er drei glückliche Jahre verlebte. Für die Dauer des bekannten Fürstenkongresses zu Aachen im Jahre 1818 wurde er durch Rabinets-

Ordre zum Kommandanten dieser Stadt ernannt. Um dieselbe Zeit erfolgte auch seine Beförderung zum General-Major. Friedrich Wilhelm III. scheint wohl erkannt zu haben, wie wichtig es für die Wissenschaft werden könne, wenn Clausewitz Muße fände, sich derselben ganz zu widmen. So erklärt sich die Verwendung desselben als Militär-Direktor der 1818 neu eingerichteten Allgemeinen Kriegsschule zu Berlin, wohin er nach Beendigung seines Kommandos in Aachen übersiedelte. Es würde sonst nicht zu verstehen sein, da dieser Stelle aller Einfluß auf den Gang des Unterrichts entzogen, deren Regelung vielmehr einer besonderen Studien-Direktion übertragen war. Jedenfalls sind die Jahre der Muße auf eine bewunderungswürdige Weise und zum Segen der Armee von Clausewitz benutzt worden.

Die rastlos betriebenen literarischen Arbeiten wurden unterbrochen, als Clausewitz im Jahre 1830 auf Vorschlag des Prinzen August zum Inspekteur der 2. Artillerie-Inspektion zu Breslau ernannt wurde. Kaum hatte er sich jedoch in seiner neuen Stellung einigermaßen orientirt, da brach der Aufstand in Polen aus. Derselbe nahm immer größere Dimensionen an und um gegen alle Eventualitäten gesichert zu sein, übertrug man dem Feldmarschall Gneisenau das Kommando über die vier östlichen Armee-Corps. Auf dessen ausdrücklichen Wunsch ward Clausewitz zum Chef seines Generalstabes ernannt. In Posen hatte Clausewitz den Schmerz, den verehrten Feldherrn durch die Cholera zu verlieren, der er selbst nach seiner Rückkehr nach Breslau am 16. November 1831 nach vollendetem 51. Lebensjahre erlag.

Dies war in kurzen Zügen der Lebenslauf dieses Mannes. Mit zwölf Jahren in die Armee eingetreten und mit Kenntnissen ausgestattet, wie sie jetzt vielleicht ein angehender Quintaner hat, eignete er sich eine Bildung an, die den Charakter des Universellen an sich trägt. Ganz abgesehen von einer unzweifelhaft hohen Begabung, möchten wir den Ausspruch Mörsers auf Clausewitz anwenden, daß in der Welt unendlich mehr durch Ausdauer, Fleiß und Arbeit bewirkt wird, als durch das Genie. Der alte Weisheitspruch, wonach die Götter den Schweiß vor die Tugend gestellt haben, enthält eine tiefe Wahrheit, denn nur in strenger Arbeit können wir die höchsten Ziele erreichen. Clausewitz war Autodidakt. Vielleicht hat grade dies zu der großen Selbständigkeit des Denkens beigetragen, die wir in seinen Schriften bewundern. Jedenfalls ist die große Vielseitigkeit und Gründlichkeit seiner Kenntnisse in allen Fächern, die mit seinem Beruf irgend wie in Verbindung standen, und auch darüber noch hinaus, nicht beeinträchtigt worden.

Wenden wir uns nun zur Besprechung des vorangezeigten Werkes, dessen Ausstattung von Seiten der Verlags-Buchhandlung, wie wir gleich vorweg bemerken wollen, nichts zu wünschen übrig läßt. Den Hauptinhalt der beiden

Bände bilden allerdings die Korrespondenzen zwischen Clausewitz und seiner Gattin, sowie mit verschiedenen anderen bedeutenden Persönlichkeiten jener Zeit, Tagebuchblätter und verschiedene Aufsätze politischen wie rein militärischen Inhalts. Alles dieses bietet jedoch eine reiche Fundgrube zur Charakterisirung der Personen wie der Zeit. Der Verfasser selbst giebt nicht mehr, als nothwendig ist, um den Faden nicht zu verlieren, überall blickt jedoch die Begeisterung für seinen Gegenstand hindurch. Vielleicht hat er sich hierdurch und in Folge eines sicher berechtigten Pietätsgefühles verleiten lassen, die griechische Tugend des Maaßhaltens hin und wieder zu verletzen. Nicht in seiner Begeisterung, sondern in Wiedergabe hinterlassener Aufzeichnungen. Auch der geistreichste und bedeutendste Mensch kann sich der gewöhnlichen Prosa des Lebens nicht entziehen und nicht Alles, was er schreibt, ist werth der Nachwelt aufbewahrt, oder wenigstens dem großen Leserkreis geboten zu werden. Abgesehen von einzelnen Briefen, namentlich aus der Zeit des Posen'schen Aufstandes im Jahre 1831, haben unter anderen im 2. Bande die auf einer Reise nach Marienbad im Juli 1825 niedergeschriebenen Bemerkungen, bis auf diejenigen, welche sich auf die Schlachten von Jena und Auerstädt beziehen, kaum irgend ein Interesse. Diese Bemerkungen, einen Raum von 19 Seiten einnehmend, enthalten eine Art von Rekognoscirungsbericht in der für solche Arbeiten vorgeschriebenen aphoristischen Weise. Für den angehenden Generalstabs-Offizier können diese Bemerkungen sicher als Muster dienen, außerdem haben sie jedoch heute auch für den Militär kaum noch eine Bedeutung, da die Webeverhältnisse total verändert sind.

Mit einem wahren Ameisenfleiß hat der Verfasser über alle Personen, die in der Biographie irgend Erwähnung finden, biographische Notizen gesammelt. Ueber die Familie des Helden bis in die vierte Generation zurück in allen ihren Verzweigungen erhalten wir genaue, fast zu genaue Auskunft, denn ohne eine Ahnentafel zu entwerfen, kann man kaum folgen. Bei dem sonstigen Guten und Vorzüglichen, wodurch sich das Buch auszeichnet, möchten wir jedoch nicht ohne Noth mäkeln und wir sprechen noch ausdrücklich aus, daß wir dem Verfasser für den bei weitem größten Theil der biographischen Notizen zu aufrichtigem Danke verpflichtet sind. Bei den unendlich vielen Persönlichkeiten, welche in den Korrespondenzen und sonst erwähnt werden, ist es immer angenehm ihre Antecedentien zu erfahren, und sich sogleich in bekannter Gesellschaft zu wissen.

Der erste Theil der Biographie handelt von den Vorfahren unseres Helden, von seinem Jugendleben, seinem Eintritt in die militärische Laufbahn, die bis zu Ende des Jahres 1812 fortgeführt wird. Clausewitz selbst schildert uns den Niedergang der preussischen Monarchie. Der Stern Friedrichs des

Einzigen schien zu erbleichen. Jedoch selbst nach den schweren Gewittern, die bei Jena und Auerstädt niedergegangen waren, zeigte sich noch das Wetterleuchten Friedericianischen Geistes. Trotz alles aufgehäuften Schuttes, glimmte es unter der Asche fort, und daß es zur rechten Zeit wieder in hohe Flammen aufschlug, dazu hat auch Clausewitz das Seine beigetragen. Voll glühenden Hasses gegen die Unterdrücker, voll edlen Zornes über die Schwäche und Verkommenheit im eigenen Hause, hört er nicht einen Augenblick auf, an die Wiederauferstehung Deutschlands zu glauben.

Im Jahre 1807 schreibt er aus der französischen Verbannung an seine Braut: „Der Geist der Deutschen fängt an, sich immer erbärmlicher zu zeigen; überall sieht man eine solche Charakterlosigkeit und Schwäche der Gefinnungen hervorbrechen, daß die Thränen uns in die Augen treten möchten. Ich schreibe dies mit unendlicher Wehmuth nieder, denn kein Mensch in der Welt hat mehr das Bedürfniß der National-Ehre und Würde als ich; aber man kann sich darüber nicht täuschen: die Erscheinung ist nicht zu leugnen. Nur darin denke ich von den Meisten verschieden, daß man darum nachgeben und willig erliegen müsse. Daß die Menschen nicht edler bei uns denken, ist nicht die Schuld der Natur, sondern die Schuld der Menschen.“ Dann fährt er in patriotischer Zornauswallung fort: „Wenn aber die Menschen die menschliche Natur in uns entadelt haben, so müssen auch Menschen sie wieder erheben können; ich spreche nicht von dem Zustande des Friedens und seinen schwachen Mitteln; im Kriege eröffnet sich ein weites Feld energischer Mittel und wenn ich die geheimsten Gedanken meiner Seele sagen soll, so bin ich für die allergewaltigsten; mit Peitschenhieben würde ich das träge Thier aufregen und die Ketten zer Sprengen lehren, die es sich feig und furchtsam hat anlegen lassen. Einen Geist wollte ich in Deutschland ausströmen, der wie ein Gegengift mit zerstörender Kraft die Seuche auszrottete, an der der ganze Geist der Nation zu vermodern droht.“

Welch eine gewaltige Sprache! Grade in Clausewitz's Aufzeichnungen Briefen und Aufsätzen, die aus der Zeit seiner Internirung in Frankreich hervörühren, erhalten wir ein Bild seines edlen Herzens, seines ganzen inneren Lebens, seines Fühlens und Wollens. Diese Aufzeichnungen sind ganz besonders werthvoll. Der Schmerz über das zertretene Vaterland trübt keineswegs seinen Blick. Seine Urtheile über Personen, über politische Verhältnisse, über Kunst und Natur sind von wunderbarer Klarheit und durchstreut mit seinen Bemerkungen. Schmerz und Liebe zeitigen in ihm den ganzen Mann.

In dem Aufsatz „die Deutschen und die Franzosen“ wirft er die Frage auf: Worin liegt der Grund zu dem heutigen Zustande Deutschlands? Und um die Antwort zu finden, sucht er sich ein deutliches Bild beider Nationen,

der deutschen, wie der französischen, und ihres moralischen Verhältnisses zu einander zu machen. Er zeigt dabei eine feine Beobachtungsgabe. Cäsar war der erste, der den schneidenden Gegensatz zwischen Galliern und Germanen erkannte und kennzeichnete. Dieser Gegensatz, den neuere Schriftsteller umsonst zu verwischen gesucht haben, bestand zu Cäsars und zu Napoleons Zeiten, wie er auch heute noch besteht. Wie Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation, kommt Clausewitz zu dem Schlusse, daß in der deutschen Volke noch ein unverwüftlicher Kern geistiger Wiederherstellungskraft liege, so daß es trotz aller äußeren Drangsale gewißlich nicht untergehen werde. Möge das auch jetzt unser Trost und unsere Hoffnung sein, wo nicht äußere, wohl aber innere Feinde am besten Kern des deutschen Wesens nagen.

Im „Journal einer Reise von Soisson über Dijon nach Genf“ kommt Clausewitz mit immer neuen Gesichtspunkten wieder auf diesen Gegenstand zurück. So sagt er unter anderen: „Jetzt will ich diese verhaßte Nation unter einem etwas ernsthaften Gesichtspunkt betrachten. In Frankreich und in Deutschland herrscht allgemein die Meinung, als sei der französischen Nation durch die Revolution mit ihrem Enthusiasmus und mit ihrem Schrecken, durch ihre Siege, endlich durch den Despotismus in ihrem Gefolge, ein solcher Schwung, eine so militärische Tendenz gegeben, das es unmöglich sei, einer solchen Nation zu widerstehen. Diese Meinung ist ein Irrthum, für den großen Haufen allenfalls verzeihlich, nicht aber für den unterrichteten Mann. Nachgerade, dünkte ich, wäre es zu spät, über den Freiheitschwandel der Franzosen, zu Anfang der Revolution, selbst schwindelnd zu sprechen; zu spät, sich länger die Einbildungen aufbürden zu lassen über die Heldenthaten, die er erzeugt haben soll. Wer den Machiavelli recht aufmerksam studirt hätte, würde den Ausgang dieser Revolution leicht vorher gesehen haben. Ein Volk mit verdorbenen Sitten ist der Freiheit nicht fähig, hat dieser merkwürdige Mann gesagt.“ Clausewitz fährt dann später fort: „Daß, zitternd vor einer Schreckensregierung, dergestalt zitternd und in Angst, daß man in Paris sich, den Menschen und die Welt vergaß, ein Volk sich nicht zweimal gebieten läßt, die Waffen zu ergreifen; daß, wer zu Hause nur Gespenster guillotinirter Brüder, Väter, Mütter, Kinder sieht, gern hinweggeht von der blutigen Lagerstätte in den Krieg, wo wenigstens Mord um Mord getauscht wird — ist das ein Beweis von Energie?“

Mit wahren Seherblicke weist Clausewitz auf die Zukunft hin, wo nicht mehr eine vom Staate getrennte, in Siegen berauschte kriegerische Armee und ein veraltetes Heerwesen sich einander messen, sondern wo beide Nationen, die deutsche und die französische sich mit einander zu vergleichen haben würden; dann werde sich das moralische Verhältniß deutlicher zeigen, das politische thun

aber nothwendig folgen. Möchten wir es doch nie vergessen, daß es ganz wesentlich moralische Faktoren sind, welche den Sieg und ein dauerndes Uebergewicht verheißten. Höhere Intelligenz im Bunde mit sittlicher Macht und Kraft, wird auf die Dauer nie unterliegen.

Bilder eines stillen Friedens, wie er in dem Herzen eines edlen weiblichen Wesens herrscht, werden uns im 5. Abschnitte vorgeführt. Er handelt von der Gattin des Helden vor und nach ihrer Verheirathung, sowie von deren Familie. In Beziehung auf Frau von Clausewitz wollen wir nur das Urtheil eines feinen Menschenkenners, Gneisenau's, anführen, der über sie an seine Frau schreibt: „Mit dem kultivirtesten Geiste verbindet sie die größte Herzensgüte und die angenehmsten, feinsten Formen des Umgangs. Sie ist in Berlin eine von unseren Musterfrauen und wird dem Bilde wenig entsprechen, das man sich in Euerer Gegend gewöhnlich von den Berliner Frauen macht.“ Röstlich sind die „Aufzeichnungen der Frau von Clausewitz über die Zeit der ersten Bekanntschaft mit ihrem Gatten.“ Es ist die Geschichte der Liebe eines edlen Weibes zu einem ebenso edlen Manne. Wer noch nicht verkommen ist in dem Sumpfe lasciver französischer Romanliteratur, wessen Gefühl noch nicht abgestumpft wurde durch den indecenten, gemeinen Witz der importirten Ehebruchsdramen und unserer Possen, der wird sich an diesen Aufzeichnungen erbauen und erfrischen.

Eine Anzahl Gedichte von Clausewitz schließen den 5. Abschnitt. Sie athmen einen reinen edlen Geist und zeigen von nicht gewöhnlicher Gewandtheit in Behandlung des Verses. Wir theilen nachstehend das letzte Gedicht aus der kleinen Sammlung mit:

Deutsch und Französisch.

Des deutschen Mannes volles Herz  
Kann nur in deutscher Rede sich ergießen;  
Französisch spricht sich gut im Scherz,  
Und Klangvoll mag des Wälschen Rede fließen;  
Doch wenn der Blick gekehrt ist himmelwärts,  
Wie da zum heiligen Bund drei Schweizer-Männer schwören,  
So tönt das deutsche Wort wie ihres Schwertes Erz,  
Womit das fremde Joch sie kräftiglich zerstören.

So viel Stoff uns auch noch der erste Band bietet, so müssen wir doch, um die Besprechung nicht zu weit auszudehnen, zum zweiten eilen. Derselbe beginnt mit Clausewitz Eintreffen in Königsberg in den ersten Tagen des Jahres 1813, und behandelt im Schlußkapitel seine Verdienste und seine Bedeutung als Schriftsteller. Auch in diesem Bande ist ein so unendlich reicher Stoff enthalten, daß es nicht möglich, auch nur ganz flüchtig Alles zu besprechen.

Gleich im ersten Abschnitt hören wir von Clausewitz' Mitwirkung bei der Landesbewaffnung und von seinen Beziehungen zu all den bedeutenden Männern, York, Stein, Dohna, Schön, die sich damals in Königsberg zusammenfanden. Von russischer Seite zum Blücherschen Hauptquartier kommandirt, hatte er die Freude, dort wieder mit Scharnhorst und Gneisenau zusammenzutreffen, welcher letztere vergebliche Versuche machte, die Zurückberufung Clausewitzens in den preussischen Dienst zu erwirken. Durch den bald darauf erfolgenden Tod Scharnhorst's wurde Clausewitz, der in ihm „den theuersten Freund seines Lebens, den ihm Niemand ersetzen konnte“ verlor, von unbeschreiblicher Trauer und Wehmuth ergriffen. Mit Ablauf des Waffenstillstandes ging er zu seiner neuen Bestimmung als Generalquartiermeister beim Grafen Wallmoden nach Mecklenburg ab. Dann spielen sich die großen Schlachtdramen ab bis zum Einzug der Verbündeten in Paris: Clausewitz kam jedoch diesmal nicht mit nach Frankreich, sondern blieb mit dem Wallmodenschen Corps, wie er schreibt ein *Sammel-Simmel-Surium* von allen möglichen Reichsvölkern, in Holland stehen. Im Jahre 1815 hatte er jedoch das Glück in einer bedeutenden Stellung, als Generalstabs-Chef des dritten preussischen Corps Frankreich in einer ganz anderen Stimmung betreten zu können, als er es vor sieben Jahren verlassen hatte. Die Briefe und Aufzeichnungen aus der Zeit dieses zweiten Aufenthaltes in Frankreich bieten abermals viel des Interessanten. Mit dem allerdings nicht immer sehr säuberlichen Vorgehen unseres alten Blücher gegen die Franzosen, speciell gegen die Pariser, die es nur einem Zufalle zu verdanken hatten, daß die Brücke von Jena nicht in die Luft gesprengt wurde, scheint Clausewitz mit seinem milden Sinne keineswegs einverstanden gewesen zu sein. „Ich finde, daß unser Benehmen nicht den nobelen Charakter hat, der Siegern gerade am schönsten steht“, schreibt er am 12. Juli 1815 an seine Gattin.

Die im 14. Abschnitte geschilderte Koblenzer Lebensperiode von 1815—18, eine Periode der Ruhe und Einkehr, kann man im Gegensatz zu der vorhergegangenen schweren und prüfungsvollen Zeit, als eine wahre Idylle bezeichnen. In einem Kreise liebenswürdiger, zum Theil recht bedeutender Menschen, mit denen wir sämmtlich nähere Bekanntschaft machen, verlebte das Clausewitzsche Ehepaar vielleicht seine glücklichsten Jahre. Anziehend und belehrend sind die Schilderungen der damaligen Zustände in der Rheinprovinz, sowie der Schwierigkeiten, welche die preussische Regierung zu überwinden hatte.

Der zwölfjährige Zeitraum, während dessen Clausewitz die Direktion der Allgemeinen Kriegsschule führte, war nicht reich an äußeren Lebensereignissen, aber von um so größerer Bedeutung für sein literarisches Wirken, da die ausgezeichneten Werke, auf welchen sein Ruhm als Militär-Schriftsteller beruht,

ohne Ausnahme dieser Lebensperiode ihre Entstehung verdanken. So beginnt der 15. Abschnitt. Er enthält zunächst anziehende Schilderungen aus dem häuslichen Stillleben und aus der Studirstube des bedeutenden Mannes. Wir erfahren, daß ihm seine Gattin eine treue Gehülfin auch in seinen schriftstellerischen Arbeiten war. Das Manuskript seiner Werke enthält viele Bogen von der Hand der Frau von Clausewitz, die er ihr in die Feder diktirte, oder die sie als Exzerpte anderer Werke hinzufügen mußte. Eine Anzahl reizender Charakterzüge und kleiner Anekdoten, die Zeugniß davon geben, daß Clausewitz, wie unser Moltke, kein Mann von vielen Worten war, sind in die Erzählung eingeflochten. Auch hier machen wir die Bekanntschaft einer Reihe bedeutender Persönlichkeiten, so aus der Fürstlich-Radziwillschen Familie und der des Ministers Grafen Bernstorff. In der letzteren wird noch jetzt ein Album aufbewahrt, in welchem sich unter einem Bilde des Generals von Clausewitz folgende von dem Minister verfaßte Verse finden, die eine treffende Charakteristik des seltsamen Mannes in wenig Worten geben:

Was zarter Frauen Sinn bewegt,  
Des Mannes Heldenkraft erregt,  
Des klarsten Geistes tiefstes Streben,  
Des wärmsten Herzens regstes Leben,  
Anmuthig war's in ihm vereint.

Im Jahre 1830 wurde Clausewitz zum Artillerie-Inspekteur ernannt und aus einer Stellung erlöst, die ihm als solche niemals Befriedigung gewährt hatte. Die Periode dieser nur eine kurze Spanne Zeit einnehmenden Wirksamkeit, seine amtlichen und außeramtlichen Beziehungen zu Gneisenau während des polnischen Aufstandes bis zum Tode des letzteren, behandelt der 16. Abschnitt. Er enthält außerdem Auszüge aus einem Tagebuche von Clausewitz aus jener Zeit, Briefe an seine Gattin und drei politische Aufsätze. Aus den Briefen klingt zuweilen ein tief ernster Ton gleich einer Todesahnung hindurch. So schreibt er unter dem 9. Juni 1831 aus Posen an seine Gattin, indem er von dem Mißtrauen und der Eifersucht zwischen den verschiedenen deutschen Höfen spricht: „Alle diese Dinge machen mich, wenn ich daran denke, unaussprechlich traurig und lassen mir nichts übrig als den Trost, daß wir beide nur noch einen kleinen Theil unseres Lebens vor uns und keine Kinder hinter uns haben.“ Tief und erschütternd war der Eindruck, den der Tod Gneisenaus, der, wie wir schon erwähnten, am 23. August 1831 in Posen an der Cholera starb, auf Clausewitz machte. — Und nur zu bald sollte er seinem Feldherrn und Freunde nachfolgen. In seinem Inneren noch tief ergriffen von den Gefühlen der Trauer, kehrte er am 7. November von Posen nach Breslau zurück und schon am 16. desselben Monats erlag er derselben Krankheit. Nach dem

Zeugnisse der Aerzte war sein Tod mehr die Folge des durch tiefen Seelenschmerz erschütterten Zustandes seiner Nerven, als der Krankheit, von welcher er einen verhältnißmäßig nur leichten Anfall gehabt hatte.

Von diesen letzten Dingen, sowie von den Wittwenjahren der Frau von Clausewitz, welche die Herausgabe der Werke ihres Gatten unternahm, handelt der 17. Abschnitt. Frau von Clausewitz war so glücklich noch selbst acht Bände der Werke ihres Gatten, zu dessen erstem sie selbst die Vorrede schrieb, der Oeffentlichkeit übergeben zu können. Die beiden letzten Bände gab nach ihrem Tode Graf Carl von der Gröben heraus. Die mit solcher ungewohnten Arbeit verbundenen geistigen Anstrengungen und unvermeidlichen Gemüthsregungen griffen ihre sonst gute Gesundheit in hohem Grade an. Am 18. Januar 1836 erlag sie dem Nervenfieber und ruht nun an der Seite ihres Gatten auf dem Militärfirchhofe zu Breslau. Der Sockel des Kreuzes, welches die gemeinschaftliche Grabstätte ziert, hat die Inschrift:

Amara Mors Amorem Non Separat.

Der 18. und letzte Abschnitt handelt von Clausewitz als Schriftsteller. Vorausgeschickt sind die drei „Historischen Briefe über die großen Kriegseignisse im Oktober 1806“, die im Jahre 1807 in der Minerva erschienen, und die wohl ohne Zweifel zu den ersten literarischen Erzeugnissen von Clausewitz gehören. In diesen Berichten sind schon die Spuren des Geistes zu erkennen, der in der Folge so herrliche Blüthen getrieben hat. Wir finden in diesem Abschnitte eine Menge von werthvollem Material zur Beurtheilung des Schriftstellers und seiner Werke. Auch Gegner und Antagonisten wie Müßfling und Prinz Eugen von Württemberg werden zu Worte gelassen. Beiläufig wollen wir bemerken, daß wohl zuerst die Berliner Militär-Literatur-Zeitung, von Blesson und Decker redigirt, Clausewitz' Werke in die literarische Welt einführte. Hier wurden sie gleich nach Erscheinen des 1. Bandes in bedeutungsvollen Artikeln angekündigt. Es würde zu weit führen, auf dies Alles näher einzugehen. Um jedoch unseren Lesern eine kurze Charakteristik des Grundgedankens von Clausewitz' Schriften, der namentlich in seinem Werke „Vom Kriege“ scharf hervortritt, zu geben, wollen wir hier aus einem vom Obersten von Meerheimb gehaltenen Vortrage eine Stelle anführen: „Er hat uns befreit von der hohlen Gelehrsamkeit früherer Zeiten, er hat uns vor allem zuerst gelehrt, wie man den Krieg studiren und seine Geschichte schreiben soll und uns gezeigt, daß im Kriege, wie in der Politik und im gewöhnlichen Leben, die intellektuellen und moralischen Potenzen die materiellen unendlich überwiegen. Die Freiheit und die ideale Erhebung des Geistes, die Stärke der Zucht des Willens im Dienste der Pflicht athmen in jedem Satze seiner Werke.“

So wollen wir denn so recht aus Herzensgrunde die vorstehend besprochene

Biographie des Generals von Clausewitz und seiner Gattin nicht nur der Armee, sondern dem ganzen deutschen Volke empfohlen wissen.

Unsere jungen Schwerträger im Rock des Kaisers mögen aus dem Werke neue Begeisterung schöpfen für ihren Stand. Wahre Begeisterung adelt den, der sie trägt und fördert die Sache, der er dient. Für sie möchten wir hier am Schluß noch einen Ausspruch von Clausewitz anführen: „Mir kommt nichts Kleinlicher vor, als wenn man immer nur auf Fleisch und Blut, auf Pulver und Blei kalkulirt, und auf die moralischen Größen gar keine Rücksicht nimmt.“ Um aber mit solchen moralischen Größen rechnen zu lernen, bedarf es einer Erhebung des Geistes durch Wissen und Können. Auch Clausewitz wollte, ebenso wenig wie der große König, etwas von den Empiriken wissen.

Das deutsche Volk aber möge sich einmal wieder erfrischen an den Helden- und Geistesthaten eines seiner edelsten Söhne, auf daß es sich daran erinnere, wie es noch etwas Höheres gibt, als das Jagen und Haschen nach irdischem Gewinn und materiellen Genuß. Möge es sich abwenden von einer Weltanschauung, erfüllt von Stoff und Kraft, aber leer alles Idealen, um Zeugniß zu geben von seiner Wiederherstellungskraft.

W. v. S.

---

## Das Holzschnittalbum des Albertvereins.

Unter den Gewinngegenständen der großen Lotterie, welche der unter der Protektion der kunstsinnigen sächsischen Königin stehende Albertverein — zum Besten eines Krankenhausneubaues in Dresden — im laufenden Dezember zu veranstalten gedenkt, befindet sich als eine Art Massengewinn auch ein Buch, welches um seines Inhaltes wie um seiner äußeren Erscheinung willen allseitiges Interesse erregen wird und auf welches wir hiermit in Kürze die Aufmerksamkeit derer lenken möchten, welche nicht Gelegenheit gehabt haben, die Ausstellung der Gewinngegenstände zu sehen: ein Bilderalbum zur neueren Geschichte des Holzschnitts in Deutschland.

Der Gedanke, bei derartigen Lotterien literarische Erzeugnisse in die Reihe der Massengewinne einzustellen, ist nicht neu. Wir brauchen nur an die beiden Sammlungen von poetischen und musikalischen Originalbeiträgen zu erinnern, welche 1859 die Schillerlotterie heiteren Angedenkens in Tausenden von Exemplaren zur Vertheilung brachte. Als durchaus neu aber und zugleich ungemein